

Tägliche Rundschau

Zeitung für unparteiische Politik

Unterhaltungs-Blatt für die Gebildeten aller Stände

Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt.

Gefördert: täglich mit Ausnahme des auf die Sonn- und Feiertage folgenden Tages.
 Redaktion und Expedition: Berlin S.W., Zimmerstr. 7.
 Fernsprech- Anschluß Nr. 425.

Zeitung-Preis:

a) für das Deutsche Reich bei allen Postanstalten M 3 für 3 Monate, M 3,24 für 2 Monate, M 1,87 für 1 Monat (bei Zeitungs-Geldlosen auch monatlich M 1,70). — b) für Österreich: Ungarn u. d. B. vierteljährlich einigl. Stempel. — c) für das zum Westpreußen gehörige Ausland M 8,50 vierteljährlich. — d) für das übrige Ausland M 11 vierteljährlich.

Einzelnen-Preis

für die ganze Seite M 25, für die 3/4 Seite M 20, für die 2/4 Seite M 15, für die 1/4 Seite M 10.

N^o 144.

Berlin, Freitag den 24. Juni 1887.

7. Jahrgang.

Für diejenigen unserer Leser, welche während eines **Reise-Aufenthaltes** die gewohnte Zeitungslektüre nicht entbehren, dieselbe währenddessen aber auch ihren Familien nicht entziehen möchten, eröffnen wir auch in diesem Jahre wieder

ein Wochen-, sog. Reise-Abonnement auf die „Tägliche Rundschau“.
Gegen postfreie Einsendung von 75 Pf. für die Woche nach dem Inland und 90 Pf. nach dem Ausland wird die Zeitung sofort nach beendetem Druck **postfrei unter Kreuzband** an die der unterzeichneten Expedition aufzugebende Adresse versandt. Änderungen der Adresse sind jederzeit gestattet und werden stets sofort berücksichtigt.
 Das Reise-Abonnement ist nicht an die Kalenderwochen gebunden.

Die Expedition der „Täglichen Rundschau“.

Politische Rundschau.

Berlin, 23. Juni.

Während die Angelegenheiten der inneren deutschen Politik so gut wie ganz ruhen, herrscht in Bayern eine lebhafteste Bewegung. Dort finden gegenwärtig die Wahlen zum Landtage statt. Der Wahlmodus ist ähnlich wie bei den preussischen Wahlen: es werden zuerst Urwahlen vollzogen und dann durch die Wahlmänner die Abgeordneten erwählt. Am Dienstag ist die Wahl der Ersteren erfolgt. In der bisherigen Kammer saßen 85 Mittelglieder der Zentrumspartei, 5 Konervative, 47 Nationalliberale und 22 Freisinnige. Die Zentrumspartei verfügte also über 5 Stimmen mehr, als zur absoluten Mehrheit erforderlich sind. Wie es den Anschein hat, wird sie dem vereinigten Ansturm der nicht liberalen Wähler, die sich zu einem Wahlbündnis zusammengeschlossen haben, weichen müssen, denn in München hat sie vier und in Regensburg einen Sitz verloren. Auch aus anderen Städten kommen gleiche Hoffnungen. Die „Münchener Neueste Nachr.“ schätzen das Wahlergebnis wie folgt ab: 72 Liberale, 75 Ultramontane, 12 Ungeachtet; d. h. einestheils Sitze, welche sich in Händen der Richtung Bucher-Rittler oder der Konserverativen befinden, andererseits solche, von denen es noch ungewiss, wenn sie zufallen. Nach der Darstellung eines Münchener Mitarbeiters der „Nat. Ztg.“ wäre es sicher, daß die liberale Mehrheit die Mehrheit im neuen Landtag nicht mehr besitzen wird. Indessen können auch die Liberalen keine Mehrheit im Landtage erlangen. Die Bildung einer solchen wird vielmehr in der Hand einer kleinen Gruppe von katholischen Konserverativen, namentlich der vielberühmten Herren Lycairetoren Dr. Hünner und Zeitungsdirektoren Bucher, sowie einiger neuen oder minder bekannten Männer derselben Parteirichtung liegen. Auch die freisinnige Gruppe scheint einen Ausfall erlitten zu haben, wohingegen die Volkspartei und die Sozialdemokratie einige Junglinge zu verzeichnen haben dürften. Die Niederlage der Zentrumspartei in München ist eine schwere, welche für ihre Stellung um so empfindlicher sein mag, als dieselbe große Siegeszuversicht zur Schau getragen hatte. Zum ersten Male hat die sozialdemokratische Partei in Verbindung mit dem demokratischen Verein im Landtagswahlkreis München I einige Wahlmänner durchgesetzt. Diesen Erfolg mag die Sozialdemokratie Zugewinnen aus der Zentrumspartei verdanken. Die Zentrumspartei hat auch bei den weiteren Wahlgängen im 24. und 56. Bezirk mit der Sozialdemokratie Kompromisse abgeschlossen und im 56. Bezirk 2 Sozialdemokraten gewählt, wofür diese 3 Zentrumskreute wählte. Die Liberalen haben den ihnen von Seite der Sozialdemokratie angebotenen

Kompromiß sofort zurückgewiesen und aus eigener Kraft die verbündeten Feinde im 24. Bezirk geschlagen.

Die „Arztg.“ beschäftigt sich an leitender Stelle mit Auslands wirtschaftlichem Kampfe gegen Deutschland unter Hinweis auf den jüngsten Miß, durch welchen der Besitzwerb der Deutschen erschwert, bezw. die deutschen Besitzer in Auslands ihres Eigentums beraubt werden sollen und durch den auch die deutschen Beamten aus ihrer Stellung vertrieben werden. „Die Deutschen in Auslands“ so heißt es in der Auslassung, „werden durch den neuesten Miß der Regierung einfach ihres Besitzes beraubt, ohne Ursache, ohne irgend welchen sichtbaren Grund, als den des Neides über ihr Geschick und ihren Fleiß, mit dem sie verstanden haben, die brach liegenden Reichthümer des Landes zu heben und die todtten Acker zu befruchten. Denn es ist eine thatächliche Veräußerung, wenn ein ausländischer Besitz — und fast alle solche sind in deutschen oder österreichischen Händen — im Falle des Absterbens des Besitzers drei Jahre nach dem Tode desselben von den Erben verkauft werden muß, widrigenfalls von russischen Behörden — und wer kennt deren Eifer und Unheimlichkeit nicht — die Güter öffentlich subhastriert werden. Da außerdem bei Nichtzahlung von Rückzahlung der ausländische Gläubiger im Subhastationsverfahren kein Gut erwerben kann, so liegt es offen auf der Hand, daß hier eine einfache Vermögensveräußerung vorliegt. Wenn das Gesetz mit der Ausnahme verliert zu sein scheint, daß der Miß auf Erben in direkter absteigender Linie, welche vor Erlaß dieses Gesetzes in Auslands ihren Wohnsitz hatten, und welche nicht aus einem Testament, sondern auf Grund gesetzlichen Erbrechts succediren, keine Anwendung findet, so ist diese Spezialbestimmung fast eine Ironie zu nennen, da sie einfach in den allermeisten Fällen zutrifft.“ Im Anschluß hieran sucht die „N. Pr. Ztg.“ den Nachweis dafür zu führen, daß Auslands auch vor anderen Maßregeln nicht zurückschrecken werde, welche die Sicherheit der russischen Papiere in Frage stellen dürften. Man solle daher das Beispiel der Engländer und Franzosen befolgen, die alle russischen Wertpapiere längst abgekauft hätten. „Was soll man nun aber sagen“, fragt die „Arztg.“, „wenn neuerdings wieder eine neue Konvertierung von 100 Millionen Rubel russischer Boden-Kredit-Pfandbriefe von den Firmen Rothschild und Meichröder übernommen worden ist und zur Realisirung ausgesetzt werden wird. Soll man sich mehr über die Unverfrorenheit wundern, mit welcher der Ruße mit der einen Hand bettelt, während er mit der anderen die Knute handhabt, oder über den Patriotismus der Berliner Börse staunen, oder endlich über die Vertrauensseligkeit — um nicht ein stärkeres Wort zu brauchen — des deutschen Publikums sich ärgern, welches wiederum immerhin sein Geld auf die Solachidant legen wird? Endlich aber möchten wir an die deutsche Presse die Frage richten, ob weiter so klar liegenden Verhältnissen sie wirklich nicht den Rath finden möchte, auch einmal ein offenes Wort zu sprechen.“ Als Anwendung dieser Betrachtung empfiehlt die „N. Pr. Z.“ dem deutschen Publikum die russischen Wertpapiere zu verkaufen und die neu einzuführenden zurückzuweisen. Schwere wird indessen dieser Rath von Vielen besetzt werden, denn so lange die verhältnismäßig höheren Zinsströme fließen, wird der kleine Kapitalist sich nicht davon abhalten lassen, in ausländischen Werthen sein Geld anzulegen.

Die Günstlingswirtschaft des französischen Ministeriums Goblet ist durch die Interpellation über Granet's Ernennungen im Postdepartement bereits in greüer Weise beleuchtet worden. Neuerdings kommen aber auch noch aus anderen Zweigen ganz hübsche Dinge zu Tage, welche zeigen, daß in dieser Praxis System gelegen hat. Von dem vorigen Finanz-

minister Dauphin wird ein verachteter Ökonomist in der „Revue économique et financière“ erzählt. Bei dem Rechnungshof sind zwei Drittel der Stellen den regelmäßig aufrückenden Sachbeamten, ein Drittel der Besetzung nach Auswahl des Finanzministers vorbehalten. Das Auswahl hier gleichbedeutend ist mit Gunst, bedarf kaum der Erwähnung. Wenige Tage vor dem Rücktritt des Cabinets Goblet schlug Dauphin dem Ministerrath eine Umgestaltung des Rechnungshofes vor, bei welcher zwei Drittel der Stellen dem Minister vorbehalten bleiben sollten, und verlangte sofortigen Beschluß. „Denn“, sagte er, „es sind jetzt drei Stellen frei, von denen ich nach der jetzigen Ordnung nur eine besetzen kann, während ich zwei Anwärter unterzubringen habe.“ Glücklicherweise schob der Ministerrath die Beschlußfassung über den Dauphin'schen Vorschlag auf. Hier ein anderer Vorfall beim Rechnungshof aus letzter Zeit. Der Sohn eines Abgeordneten war einmal bei der Prüfung zum Auditorat (etwa gleich Referendarat) durchgefallen. Darauf ließ ihn sein Vater ohne Weiteres zum Rath am Rechnungshof ernennen. Die Auditoren, welche in Folge der Prüfung erlaubt wurden, bei der dieser Günstling durchfiel, bringen es zu zehn, fünfzehn Jahren bei fleißiger Arbeit vielleicht ebenfalls zu einer Rathstelle. Unter solchen Umständen kann man sich freilich nicht darüber wundern, wenn es in der Verwaltung übel ansteht.

Wie sich die englischen Landlords die ihnen freundlich gesinnte Toryherrschaft in Irland zu Nuzen gemacht haben, geht daraus hervor, daß amtlichen Angaben zufolge in Irland während der Monate April und Mai 1913 und seit Anfang des Jahres 1909 4909 Wäcker ausgewiesen wurden, von denen zwar 2733 als Wäcker ihrer früheren Farmen wieder eingesetzt wurden, die übrigen aber verhungert sein würden, wären sie nicht durch die den Landlords und deren Toryherrschaft so verhasste Nationalliga unterstützt worden. — Einem amtlichen Ausweise über die Agrarverbrechen in Irland während der letzten vier Monate zufolge wurden im April 86 und im Mai 62 zur Kenntniß der Polizeibehörden gebracht. Die Agrarverbrechen im April umfaßten einen Mord, einen Totschlag und einen Mordversuch, während im Mai keines dieser Verbrechen vorkam. Dagegen wurden in jedem der zwei Monate neun Brandstiftungen gemeldet.

Wie man der „N. Z.“ berichtet, beschäftigt Lord Salisbury für den voranzuschreitenden Fall, daß Frankreich und Auslands die Zustimmung zum ägyptischen Vertrage ablehnen, diese Mächte aufzufordern, ihrerseits Gegenvorschläge zu machen. England würde dann zunächst, lediglich gestützt auf die Abmachungen mit der Türkei, eine abwartende Stellung einnehmen. Von englischer Seite macht man namentlich geltend, daß es türkischer sein, als der Sultan, heißen müsse, wenn Frankreich und Auslands die der Worte in Ägypten ausgemachte Stellung gegen deren Willen verbessern wollen. Das wolle mit Nothwendigkeit auf Hintergedanken hin, zu denen man sich nicht bekennen wolle. Die Worte und der englische Bevollmächtigte Sir Drummond Wolff sollen übereingekommen sein, die Ratifikation bis nach dem Bairamfest zu verschieben.

In den politischen Kreisen Italiens ist man gegenwärtig wegen des Besudens des Ministerpräsidenten in großer Sorge. Der Gesundheitszustand Depretis' ist höchst bedenklich. Seit drei Tagen hat derselbe keine Nahrung eingenommen. In der Kammer wollte Angaro über das Befinden Depretis' das Ministerium befragen, der Präsident der Kammer aber bat ihn, davon abzusehen. Depretis ist 86-jährig und war in den letzten Jahren vielfach kränklich; da seine Gesundheit seit längerer Zeit untergraben ist, so kann ihn leicht

Tägliche Rundschau

Unterhaltungs-Beilage

Verantwortliche Leitung: Dr. Friedrich Lange.
Nr. 144. Freitag 24. Juni 1887.

Auf dem Biegehofe.*)

Novelle

von Gerhard Walter.

So lag ich eines Abends wieder behaglich im Fenster. Prächtiger, kräftiger Waldluft kam mit dem leisen Nachthauch herangezogen; schwarz, scharf untrüben lagen die Schattenlinien des Hauses auf dem im Mondlicht schimmernden Rasen; um das Windlicht drüben in der Laube flatterten zwei große Nachtfalter; kaum daß es einmal traumhaft in den Baumkronen rauschte, und dann rieselte unhörbar ein weißliches Geflüster von weissen Blütenblättern herab. — Und die Nachtigall schlug.

Plötzlich verstummte sie, mitten in einer langen Kadenz. Ich hob das Gesicht. Was war das? Da klang es von fern her aus dem Walde mit bestirrendem, wunderbar seltem Wohlklang — aber es war Gesang aus lebendiger, jauchzender Menschenbrust; eine Mädchensstimme von mächtigem Umfang und glöckchenhellen Ton hatte da drüben im tiefen Hag, dem mondurchglänzten, schattenberauselten angehoben, und es schallte durch die Stille:

„Schwing' dich auf, Frau Nachtigall,
Grüß meinen Schatz viel tausendmal!“

Ich horchte und horchte. Ferner und ferner klang der Gesang der Waldnymph; denn wer sollte denn sonst hier wohl um zehn Uhr Abends noch Ständchen bringen? Daß das Singen mir galt, war doch außer Frage — aber nein, sie, die Nachtigall, der es gelungen war, sie wußte, daß es ihr gegolten, und wieder hob sie die Stimme und schlug in die Mondnacht hinein. Und dann war Alles still; nur aus weiter Ferne war's mir, als ob tiefes Sündegebell herüberlängte in meine Einsamkeit.

Es waren Tage vergangen seit jenem Abend. Von meinem Biegeleibiger hatte ich viel Schelte bekommen, daß ich so selten zur Feierstunde meine Schritte hinablenkte zum „Herrenhaus“, wie er's gerne nennen hörte, und besonders die abendlichen Statpartien mit dazu gehörigem Grog nicht häufiger besuchte. Offen gestanden, gefiel's mir zu Hause besser. Aber zu einer großen „Gesellschaft“, die „mir zu Ehren“ gegeben werden sollte, hatte ich nun doch bestimmt zuzagen müssen.

Zwei Tage vor der großen Feier sah ich wieder stillergrübt über meinem Reibrett und pißf während der Arbeit um die Wette mit dem liederfrohen Gefindel, das um mich in Büschen und auf Bäumen, auf Baum und Hecke saß. Da plötzlich hörte ich hinter mir einen leichten Schritt auf dem Kies und den erstaunten Ausruf: „Nanu!“

Ich fuhr herum. Was war denn das? War mein Traum von der Waldnymph doch Wahrheit gewesen? Da stand ein schön gewachsenes, schlankes, reizendes, junges Mädchen an der Hausdecke, die frischhen Lippen noch geöffnet zu jenem kurzen Ausruf des Erstaunens, den ich vernommen; die klaren Augen verweilend auf mich gerichtet; den Hut in der Hand, und langes, blondes Haar in prachtvoller Fülle über Nacken und Nacken wallend. Neben ihr stand ein großer, gelber Leonberger, der mit etwas gespanntem Ausdruck mich beobachtete und um dessen Maul es ein klein wenig zu zucken schien, als wenn er Lust hätte, mir die Zähne zu zeigen.

Sie nickte gnädig und unbefangen mit dem Kopfe als Erwiderung auf meinen Gruß. Ich war aufgestanden vor der wirklich märchenhaft hübschen Erscheinung.

„Wohnen Sie hier?“ fragte sie.
„Ja Weschl, Gnädig!“
„Davon weiß ich ja gar nichts!“
„Thut mir unendlich leid!“
„Selt wann denn?“
„Seit drei Wochen!“

„Und wen habe ich denn eigentlich die Ehre?“ fragte sie, und das Lächeln um den reizenden Mund wurde immer deutlicher.

„Ich bin der Architekt Augler.“
„So, Architekt sind Sie!“ sagte sie; „bauen Sie etwa die Ritterburg für den Herrn Meyer?“

„Ja, meine gnädigste Nyade; ich nehme an, daß Sie hier zum Walde gehören und nur Sonntagskindern wie mir sichtbar erscheinen. Ist der Hund echt?“

Sie lachte leise auf; aber so, wie nur ein Mädchen von bester Erziehung lacht. Es klang allerliebft.

„Sind leider Beide von Fleisch und Blut; mein Bruder hat eine Ziegelei da an der andern Waldkante gepachtet!“ Sie wies mit dem Hut nach Süden. Ein wunderhübscher, runder Arm kam dabei aus dem weiten Kermel des leichten, lichten Morgenkleides zum Vorschein.

„Ei Du Donnerchen, bist Du aber reizend!“ dachte ich im Stillen.

„Darf ich 'mal sehen, was Sie da auf dem Brett haben?“ fragte sie zaghaft.

„Bitte sehr!“

Sie trat heran. Der Hund wich nicht von ihrer Seite.

„Ei, wie hübsch!“ entfuhr es ihr — „das wäre ja ein reizendes Wohnen in solchem Hause. Alles stillvoll —“ sie beobachtete schweigend eine kurze Weile die Hauptansicht eines Jagdschlösschens, die ich für eine Konkurrenz einmah' fertig gemacht hatte. Plötzlich lachte sie wieder hell und freundlich auf.

„Nein, sieh' mal hier, Pluto!“ rief sie. Pluto hob sich gehorsam auf die Hinterbeine, stützte die Vorderpfoten auf den Tisch, und folgte mit großen, klugen Augen dem schlanken, roßigen Finger. „Sieh' nur, Großer, sogar die Hundehütte ist stivvoll gehalten; kannst Du sehen, was das ist?“

Ein tiefer Ton, zwischen Winseln und gelindem Brüllen die Mitte haltend, war die freudig zustimmende Antwort.

„Ja, so gut wird's Dir nicht werden!“ fuhr sie fort, und klopfte lächelnd den Kopf des Hundes; „der Rademacher wird Dir schon eine haltbare zusammenschlagen; aber stilllos. — Er muß nämlich eine neue haben“, erklärte sie, zu mir aufblickend, „deshalb interessieren wir uns so für den Gegenstand.“

Mir fuhr ein lustiger Gedanke durch den Kopf. Ich hätte dem allerliebsten Mädchen gar zu gern einen Gefallen getan.

„Darf ich Ihnen die Zeichnung dazu machen, so wie diese, aber größer und brauchbar für Ihren Rademacher?“

„Wollten Sie?“ rief sie in heller Freude. „Das wäre reizend! Pluto, gehe hin und gib dem Herrn die Pfote.“

Langsam setzte sich Pluto, und unwillig hob er die biedere Rechte. Ich nahm sie und schüttelte sie kräftig. Pluto brummte.

„Er mag mich nicht!“ sagte ich.

„Das wird schon kommen!“ antwortete sie leichtthin.

„Offentlich bei häufigerem Verkehr. Aber darf ich Ihnen einen Stuhl aus dem Hause holen? Dann mache ich Ihnen die kleine Zeichnung gleich fertig.“

Sie schaute nach der Uhr.

„Geht nicht!“ erklärte sie kurz und ernsthaft; „habe mich schon verspätet, muß nach Hause und nach dem Essen sehen; sonst thut mein Bruder.“

„Ja, wie soll ich's Ihnen denn zustellen? Darf ich's Ihnen bringen, das Bildchen?“

Sie sann einen Augenblick nach.

„Nein, das geht nicht! Wissen Sie, ich hol's mir morgen oder übermorgen. Adieu, und freundlichsten Dank!“

Ein kurzer, lächelnder Blick — und schon schritt sie hold und morgenfrisch, ein Bild von Anmuth und beszaubernder Jugend, über die Brücke. Pluto tanzte vor Freude bellend um sie herum. So verschwand sie im Waldesgrün.

Ja, wie war mir denn mit einem Mal: das war ja wie frischer Abendthau auf die grüne Wiese meines Herzens gefallen. So etwas blühte hier in der Gegend, und zu Fuß erreichbar? Na, Mädel, wenn Du nicht eine Hundehütte bekommst, die im Wädelchen als Hauptsehenswürdigkeit der Gegend verzeichnet wird, dann ist die Welt alt geworden, und Frauenschönheit ist eine Münze, die keinen Gang mehr hat, und künftig macht man bloß noch Pläne für Krankenhäuser und Altwidewerksmittel.

Am dem Abend sang die Nachtigall aber! Und ich trank in der Stille eine falsche Rheinwein dazu; und mit einem Male sang ich selbst, aber nur ganz leise für mich:

Schwing dich auf, Frau Nachtigall,
Grüß meinen Schatz viel tausendmal!
Schwing dich auf! Schwing dich auf!

Aber sie blieb sitzen, und ich ging zu Bett.

Die aufgehende Sonne vergoldete die Stoppel der Waldsäume, und kühl fuhr der Morgenwind durch die Baumkronen. Ich lag schon wach, wieder ganz gegen meine Gewohnheit. Erstaunt hatte ich nach der Uhr geschaut. „Ganz, bist Du krank oder bist Du verliebt?“ fragte ich mich, „Du, der sonst solche vorzügliche Gaben zu schlafen hat?“ Das giebt zu denken, wie unser Doktor zu sagen pflegte.“

Die prächtige, duftige Morgenluft wehte mir durch's offene Fenster in's Gesicht, und bauschte die bläulichen Vorhänge wie losgerorfene Segel in der Wä. Ich lag und dehnte mich. Plötzlich brach die Sonne

über den Gipfeln hervor, und eine helle Fluth von leuchtenden Strahlen drang in's Zimmer.

„Ah, heute Morgen kommt ja die Kleine und holt ihre Hundehütte“, fuhr es mir gleichzeitig durch den Sinn. „Prachtvoll!“ Mit einem Sah war ich aus dem Bett und lief nach meiner Mappe. „Famofes Total!“ gestand ich mir selber. „Darin kann der ärmste Hund wohnen. Erinnert an einen altuordischen Bau! Na, das bringt Dir hoffentlich einen freundlichen Blick, Hans! Und gleich sinnig in Aquarell mit umherliegenden Knochen ausgeführt; Aufreiz, Grundreiz — weiter kann man die Aufmerksamkeit denn doch selbst gegen eine See nicht treiben.“

Da sah ich denn wieder, wie gestern, und versuchte zu zeichnen; aber es wollte heute nicht. Ich war nicht bei der Sache. Waren es die Sonnenstrahlen, oder waren es Goldfäden, ähulich ihrem Haar, die mir die geraden Linien verrückten und verschönerten — ich war nicht zufrieden mit meinem Thun und sah oft nach der Uhr, ob's noch nicht Zeit zum Frühstück sei. Kurz nachdem ich gestern die letzten Semmelkrumen den Vögeln gestreut, war sie gekommen. „Aber Hans, was geht Dich das Mädel an?“ sagte ich mir, den Bleistift spitzend, der's eigentlich gar nicht nötig hatte — da, hoch, was knirschte da auf dem Kies? Ein leichter, behender Fuß; und dazu rauschte ein Gewand — ich sprang auf; richtig, da stand sie ja wieder an der Hausdecke, und wieder so unsäglich lieblich! Aber das Haar war dies Mal in einem Knoten im Nacken zusammengekommen.

„Guten Morgen!“ nickte sie heiter, „da bin ich wirklich. Wissen Sie, eigentlich hatte ich mir vorgenommen, den Ponyjungen zu schicken; aber nachher schien mir, das hätte doch gar zu dumm und ausprüchsvoll ausgesehen; es ist ja doch die reine Güte von Ihnen, wenn Sie Pluto ein Hundehaus bauen wollen.“ „Ich habe noch kein Schloß lieber entworfen“, antwortete ich ehrlich. „Bitte, setzen Sie sich, dann hole ich die Skizze.“ Diesmal hatte ich für einen zweiten Stuhl gesorgt.

„Danke, einen Augenblick zu sitzen, verjage ich nicht.“ Sie ließ sich nieder und nahm den Hut ab und setzte ihn Pluto, der gravitätisch dicht neben ihr hoch aufgerichtet saß, auf den biden gelben Kopf. Er legte ein wenig nach der Hand, die über seine Schnauze fuhr. „Sieht er nicht prachtvoll aus?“ fragte sie, mit sonnigem Lächeln aufblickend.

Sie sah prachtvoll aus. Der brave Köter weniger. Ich ging auf mein Zimmer und schaute, während ich hinter dem Fenster stand, verlobten auf das farbenprächtige Frühlingsbild draußen mit der wunderschönen Ausstatung. Sie hatte die Füße übereinander gelegt und den feinen Kopf zurückgebeugt. So sah sie nach oben, ins Himmelsblau, in dem eine Weiße langsam ihre Kreise zog. Der Maiblumenstrauch an ihrer Brust hob sich in regelmäßigem Athembuge; die weißen Hände ruhten gefaltet im Schooß. Ich werde das Bild nie vergessen. Es wurde mir schwer, den Blick zu wenden.

Sie wandte den Kopf, wie ich heraustrat, die Skizze ihr entgegenhaltend. Mit einem hellen Freudenruf sprang sie auf, daß sie Pluto dabei den Hut vom Kopf streifte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit in der Poesie.

Von Heinrich Hart.

Ein nächsteres Thema, wie es scheint, aber ich glaube, es scheint nur so, denn es schließt in sich alle Fragen, welche die Literatur der Gegenwart bewegen und die ihren Ausdruck finden in den Schlagworten Realismus und Naturalismus, in dem Gegenjate antik und modern. Kaum drei oder vier unter allen Dingen, welche von diesen Worten so viel Wesens machen, verbinden mit ihnen denselben, verbunden überhaupt mit ihnen einen deutlichen, festumgrenzten Begriff, weil nur Wenige es der Mühe werth erachten, bis zu den Wurzeln einer Anschauung, die mehr Freunde als Verständniß gefunden hat, hinabzubringen. Noch vor einigen Jahren gehörte das Wort Realismus zu den verpönten, man sah in demselben die Bemäntelung eines widerpoetischen, auf das Materielle gerichteten, dem alten deutschen Gang zu nebelhafter Schwärmeret verderblichen Strebens. Und heute will Jeder Realist heißen, wer eine Feder führt, der Eine, weil er seine Romane nur in Berlin spielen läßt und niemals Straße und Hausnummer mitzuteilen vergißt, der Andere, weil in seinen Dramen nur Irrsinnige oder Nervenzerüttete auftreten, der Dritte, weil er sich niemals mit Ideen abgiebt und nur Menschen schilbert, von denen man keine Ideen verlangt, der Vierte schließlich, weil er schreibt, wie ihm die Linde aus der Feder läuft, stilllos, ziellos, wahllos oder auch weil er mit dem ungeheuren Muth begnadet ist, vor fastigen Schmutzereien nicht zurück-

*) Abdruck dieser Erzählung und der nachfolgenden Originalartikel verboten.

zugeschrieben. Diesen Anhängern gegenüber, deren sich jede neue Richtung zu erfreuen hat, ist schon mehrfach an dieser Stelle das Wesen des Realismus erörtert, seine wahre Gestalt beleuchtet worden, auch der geschichtliche Entwicklungsgang der Literatur, welcher mit Nothwendigkeit zu einer Wandlung in den Anschauungen und Bestrebungen drängte, wurde bereits in seinen Hauptlinien umzeichnet und skizziert. Es erübrigt aber noch, jene Nothwendigkeit auch aus dem innersten Kern des Realismus selbst heraus zu erweisen, ihn auf Prinzipien und Thatsachen unseres geistigen Grundempfindens zurückzuführen. Die Formel dieser Zurückführung ist bald gefunden, ohne Zweifel beruht der Realismus auf einem strengen, allen Schein und Trug ausschließenden Wirklichkeits- und Wahrheitsprinzip des Schaffens. Aber hier beginnt erst die Schwierigkeit, und zwar mit der Frage: Was bedeuten Wahrheit und Wirklichkeit auf dem Gebiete des Aesthetischen?

Goethe hat die Erzählung seines Lebens mit „Wahrheit und Dichtung“ überschrieben, also geradezu diese beiden Begriffe im Gegensatz zu einander gebracht. Hätte er das mit Fug gethan, so finge die Poesie dort an, wo die Wahrheit aufhört und unsere Untersuchung wäre gegenstandslos. Aber Goethe hat dem Klang zu Liebe den Titel dem gewöhnlichen Sprachgebrauch entlehnt und in Folge dessen, wie sich alsbald ergeben wird, ein Dymoron, nichts Anderes zu Stande gebracht. Der Gegensatz von Wahrheit ist Lüge, ist Fälschung, die Poesie fälscht aber nicht die Dinge und Erscheinungen, im Gegentheil, sie verleiht ihnen eine höhere Wahrheit, als die Wirklichkeit selbst es vermag. Willkürlich hätte Goethe schreiben sollen: „Wirklichkeit und Dichtung“, doch auch diese Bezeichnung ermangelt der Bestimmtheit, falls ein Kontrast mit den Worten beabsichtigt sein soll, eher bilden sie eine Ergänzung. Es scheint so einfach zu sein, einen Vorgang in der Wirklichkeit von einem nur in der Dichtung vorhandenen zu unterscheiden, und doch sehe ich kaum, wie dies abstrakt und theoretisch möglich sein, wie ich es begrifflich erklären soll. Das Wort des Dichters wird in der Phantasie erzeugt, gewiß, aber auch das Wirkliche vermag ich nicht anders zu erfassen, als daß ich mir ein Bild von ihm in der Phantasie reproduziere oder eigentlich sogar sein Bild überhaupt erst produziere. Die Sinne stoßen ja nur auf lauter Einzelheiten, und erst im Hirne entsteht ein Gesamtbild des Erfassten. Man könnte nun einwenden, daß dieses Wirklichkeitsbild eine mittelbare Schöpfung der Phantasie, ein Zeugniß ihrer Vereinigung mit der Wirklichkeit, das Gebild des Dichters aber eine unmittelbare, freie und unbedingte ist. Dieser Einwand ist deshalb nicht stichhaltig, weil auch der Dichter nicht aus einer nur ihm eigenen Quelle schöpft, sondern seine Gesichte aus dem in der Wirklichkeit Erbschaften zusammenfügt. Ein wesentlicher Unterschied besteht daher zwischen dem wirklich Erlebten und dem dichterisch Geschaffenen nicht, vor Allem kein Stofflicher, nur durch die Art und Weise, wie jedes von beiden in der Phantasie behandelt und gedeutet wird, durch die formale Gestaltung also kommt die Verschiedenheit zu Stande. Ein Beispiel mag das klar. Welch einen Gegensatz bildet ein Jahr der Liebe, wenn es erlebt und wenn es dichterisch geschildert wird, obwohl beidemal die Liebe, mithin das Stoffliche ganz dasselbe ist. Der Dichter erzählt das Entstehen, das Wachsen der Liebe bis zu einem bestimmten Zeitpunkt, er glebt Aufschluß über Alles, was die Empfindung wie ihre Aeußerungen, mit und fördert, er legt die Fäsern bloß des Unbewußten, in dem alle Triebe wurzeln, die äußere Welt aber zeichnet er nur, um einen stimmungsvollen Hintergrund zu erhalten. Das poetische Jahr hat demnach nur wenige Stunden, aber es ist dafür in der That ein Lebensjahr. In der Wirklichkeit dagegen ist nur eine Nacht-Liebe möglich, das wirkliche Jahr hat mehrere tausend Stunden und nur in einem Bruchtheil derselben ist der Lebende wirklich, was sein Name besagt, in den übrigen arbeitet er, trümt, ist und schläft er wie irgend ein anderer Sterblicher auch, von tausend Zufälligkeiten ist er wie sein Empfinden abhängig, über sein Gefühl ist er selbst sich unklar und die Welt um ihn hat zu seinem Innern wenig Bezug. Was aber von der wirklichen Liebe gilt, das gilt vom Erlebten überhaupt; es bildet eine wirkliche Häufung von Zufälligkeiten um einen geringen Kern von Zweck-erfüllten, während umgekehrt dem Dichter das Ziel die Hauptsache ist, die zu erreichen er aus der Fülle der Erscheinungen nur das Nothwendige auswählt und alles Einzelne zu einer in sich abgeschlossenen Einheit konzentriert. Die Poesie ist somit eine höhere Potenz des Seelenden, als die Wirklichkeit, es übertrifft dieselbe in

gleichem Maße, wie die Wirklichkeit den Traum, der außer der Nothwendigkeit auch der Logik und der festen Umgrenzung seiner Bilder entbehrt. Beide, Traum wie Dichtung, beruhen auf der Wirklichkeit, insofern diese ihnen den Stoff liefert; während jener aber die Wirklichkeit verfährt, sinnlos zerlegt und durcheinander wirft, wird sie von der Poesie dadurch erhöht, daß die Wahrheit, die als innerster Kern in der Wirklichkeit eingeschlossen liegt, aber von dem Wirrwarr der Erscheinungen verhüllt wird, in der Dichtung Licht und klar zum Vorschein kommt. Wahrheit, psychologisch genommen, heißt eben nichts, als innere Konsequenz, sicheres Ruhen in einem Schwerpunkt, Gleichgewicht aller Einzeltheile oder mit einem philosophischen Ausdruck Zielsicherheit. Dichterisch schaffen heißt also die Wirklichkeit zur Wahrheit erheben. Daraus ergibt sich von selbst, daß, wie gesagt, die Wirklichkeit die Grundlage der Poesie sein muß, daß die letztere um so tiefer stehen wird, je verschwommener und unklarer die Grundlage zu Tage tritt, um so höher, je bestimmter und schärfer sie erscheint. Aus Unwirklichem einen Bau zu errichten, vermag auch der Phantast nicht, aber er wird der Wirklichkeit nur zusammenhangslose Stücke entnehmen, er wird diese noch zerlegen und verzerrten, er wird zerlegen statt Gesichter bilden, weil seine Phantasie die Außenwelt nicht anders als im Hohlspiegel auffängt. Mit einem Worte, die Poesie phantastisch behandelt, nähert sich dem Traum. Das ist kein Widerspruch des bisher Gesagten, denn die Darstellung des Wahren ist allerdings die ideale Aufgabe der Poesie, aber sie wird dieser Aufgabe keineswegs auf allen Stufen ihrer Entwicklung gerecht. Und eine Entwicklung hat die Poesie ebenso durchgemacht, wie der Geist selbst, dessen edelste Blüthe sie ist. Auf der Stufe ihrer Kindlichkeit steht die Dichtung der Wirklichkeit im Wesentlichen nur rezeptiv gegenüber, sie spielt mit dem Stoffe, wie der Traum, und findet in der Luft am Stofflichen ihr Genüge. Auf dieser Stufe bilden sich daher die Märchen der Tausend und einen Nacht, auf ihr verharren aber auch heute noch die meisten aller Romane, deren klassischer Vertreter der „Graf von Montedrisio“ des älteren Dumas ist. Ja, es ist nicht zu viel gesagt, auch die Masse der heutigen Leser ist über die erste Stufe noch nicht hinausgedrungen, und in Stunden der Erschlaffung wird selbst der ästhetisch gebildete, der ästhetisch moderne Mensch wieder Kind, der Reiz des Stofflichen übt auch auf ihn seine berückende Gewalt aus. Das Jünglingsalter der Poesie kennzeichnet sich dadurch, daß der Dichter das Stoffliche wohl geistig zu erfassen sucht, aber nicht um das Wirkliche selbst zu begreifen, nicht um es zur Idee zu erheben, nicht um es in seiner Wahrheit zu gestalten, sondern nur um es als Symbol des eigenen Empfindens auszubenten, um es mit der eigenen Subjektivität zu erfüllen, kurz, um es als bloße Form zu benutzen, in welche der Dichter sein Ich hineinzu legen vermag. Während also auf der ersten Stufe der Stoff Alles in Allem ist, wird er auf der zweiten ganz und gar zur Nebenache, und es ist selbstverständlich, daß der subjektive Dichter keinen Respekt vor dem Wirklichen hat, daß er es verzerrt und modellt, wie es seinen Launen und seiner Willkür gerade paßt. Braucht es noch gesagt zu werden, daß diese zweite Stufe identisch mit der Romantik ist? Der Romantiker setzt sein Ich über die Menschheit, über die Welt, nur das Ich ist wirklich, Alles was außerhalb desselben, Schemen, der nach Belieben so oder so gedeutet werden kann. Der Romantiker sieht alle Dinge durch die Brille einer maßlosen, unbeschränkten Subjektivität und deshalb idealisirt er alle Wesen und Dinge entweder nach der guten oder der schlechten Seite hin, nur er kennt Engel und Teufel, nur er ein absolut Gemeines und ein absolut Reines, nur er Paradies und Hölle. Dieser Lüge gegenüber, denn etwas Anderes ist das Idealisiren nicht, und in schroffem Gegensatz zu ihr bildet sich auf der dritten Stufe der Realismus, der ebenso objektiv ist, wie die Romantik subjektiv und nicht wie diese die Wirklichkeit durch die Phantasie, sondern die Phantasie durch die Wirklichkeit korrigirt. Der Romantiker ist es um den schönen Schein zu thun, um die Beherrschung des Ichs, der Realismus aber sucht die Wahrheit, er sucht nach dem, was allgemein, was ewig gültig ist. Diesem auf die Spur zu kommen, darf er die Wirklichkeit nicht betrachten als Gegenstand, eben gut genug zum Spiel, sondern als ein Erstes, das studirt, erkannt, in allen Tiefen und Höhen durchforstet sein will, wenn es die Geheimnisse, die es in sich schlüpf, enthüllen soll. Die getreue Wiedergabe des Wirklichen ist daher der Grund, in welchem der Realismus wurzelt, aber nicht sein Ziel; indem das

Wirkliche durch die Phantasie des Dichters hindurchgeht, wird alles Unwesentliche, Zufällige ausgeschoben und nur das Nothwendige, der Kern der Erscheinungen, ihre Wahrheit bleibt.

Eine ähnliche Auslese nimmt freilich auch der Romantiker vor, denn auf einen Ausschnitt aus dem Wirklichen ist stofflich alle Dichtung beschränkt, aber ihn leitet dabei nur Willkür, den Realisten aber ein inneres Gesetz, das ihn drängt, in dem Werden und Vergehen außer ihm nicht wie Jener ein phantastisches Spiel eines in sich Fertigen, sondern ein organisches Wachsthum, ein Entwickeln zu erkennen. Auf dem Gebiete der Wissenschaft haben wir ein Vergleichsbild zu den getrennten Brüdern, dort heißen sie: Scholastik und moderne Entwicklungswissenschaft. Besonders deutlich tritt die Schwäche der romantischen Methode bei einem ihrer gewaltigsten Vertreter, obwohl er paradox selbst als der Realist unter den Romantikern bezeichnet werden könnte, bei Dante hervor. Um seine Personen individuell zu gestalten, giebt er uns, mit geringen Ausnahmen, geschichtliche Daten aus ihrem Leben, von den furchtbarsten Lastern wird ein bloßer Bericht gegeben, die Schilderung des Äußereren atmet riesenhafte Größe, in das Innere sehen wir fast nirgend. Der Romantiker betrachtet eben die Welt, der Realist sezirt sie. Diese anatomische Methode hat freilich eine Gefahr im Gefolge, welcher der mittel-mäßige Realist nur zu oft erliegt, die Ueberhöhung des Stückerwerks und des Forschens als solches. Nur zu oft erhalten wir von den Realisten dieser Art bloße Studien, Thesen, denen das geistige Band fehlt, Präparate; sie vergessen, daß die Forschung für den Dichter nur Mittel, daß sein Zweck in ein lebendiges Ganzes zu schaffen. Nicht das Wirkliche an und für sich, sondern die Wahrheit in dem Wirklichen interessiert ihn, auch will er nicht nur wie die Wissenschaft darstellen, sondern auch wirken, Wirkungen erzielen auf Geist und Gemüth. Um dieser Wirkungen willen müssen die Geschöpfe aber, die er aus dem Material der Wirklichkeit neu gestaltet, nicht nur Leben atmen, sondern auch innerlich wie äußerlich wahrscheinlich sein. Das Wirkliche macht auf Wahrscheinlichkeit keinen Anspruch, es ist und drängt sein Dasein, ich möchte sagen brutal dem Lebenden auf; auch die Romantik kümmert sich nicht um das Wahrscheinliche, da ein reines Phantastleben seiner nicht bedarf; der Realismus aber, der die Logik gesetzmäßiger Entwicklung für sich in Anspruch nimmt, schwebt in der Luft, wenn er die Wahrscheinlichkeit außer Acht läßt. Wiederrum möge ein Beispiel das erläutern. Angenommen, es werde in der Zeitung erzählt, in Berlin lebe gegenwärtig ein Mann, der in diesen Tagen seinen 300. Geburtstag feiere. Ohne Zweifel wird jeder Leser dieser Nachricht gegenüber den Kopf schütteln und einen Druckfehler vermuten; zugleich aber wird ihn die Unwahrscheinlichkeit unangenehm berühren, in zweifelvolle Unruhe versetzen, bis er sich etwa mit der Kritik: Schwindel eine lindernde Selbstbefreiung verschafft. Nun wird jedoch am andern Tage die Nachricht bestätigt, durch ein amtliches Dokument oder sonstwie, dann hört alsbald der Zweifel vollends auf, die unwahrscheinliche Thatsache verwandelt sich in eine ungewöhnliche und sie ist berechtigt, weil sie sich nicht leugnen läßt. Das ist die Brutalität der Wirklichkeit; im Grunde genommen hat die Thatsache an Wahrscheinlichkeit nichts gewonnen, selbst durch tausend Bestätigungen nicht, aber die oftmalige Wiederholung, daß etwas ist, schläft den Zweifel ein. Will der Romantiker jene Thatsache dichterisch verwerten, so wird auch er sie als wirklich einfach hinnehmen, als ein Wunder unter den vielen Wundern, mit denen seine Phantasie erfüllt ist, und er wird sich hinsetzen und das außerordentliche Leben von Anfang bis zu Ende erzählen. Der Realist dagegen findet in der Unwahrscheinlichkeit der Sache ein schwer zu überwindendes Hinderniß; das Außergewöhnliche scheint sich der inneren Gesetzmäßigkeit zu entziehen, welche der Realist gerade aus den Dingen heraus zu gestalten sucht, und ein Werk, in das er die Thatsache einfach als solche übernehmen würde, müßte in der Konsequenz des organischen Aufbaues, in der Harmonie seiner Wirkungen empfindliche Einbuße erleiden. Dem zu entgegen, kann er die Unruhe nicht wie die Wirklichkeit etwa durch Wiederholung der Thatsache beschwichtigen, sondern ihm bleibt kein anderes Mittel, als das Unwahrscheinliche wahrscheinlich zu machen, und zwar von innen, aus sich selbst heraus, indem er seine Möglichkeit aus dem Wesen der Erscheinung, ihrer Entwicklung, ihres Zusammenhangs mit andern Erscheinungen u. s. w. erweist. Auf diese Weise bringt er wiederum bis zum Kern des Wirklichen vor und so

wird die Nothwendigkeit, Wahrscheinliches zu schaffen, das Mittel, die Wahrheit, d. h. das Wirkliche als ein gelegentlich sich Entwickelndes gefaßt, zu gestalten. Anders gesagt, mit der Wahrscheinlichkeit empfangen die Gestalten der dichterischen Phantasie den Schein der Wahrheit, statt lebendig wirklich zu sein, sind sie logisch und damit ewig wirklich. Aus dem Streben nach Wahrscheinlichkeit fließt aber auch noch eine andere wesentliche Eigenschaft des Realismus, seine Schöpfungen sind modern. Eine Schöpfung aber ist modern, wenn sie den innersten Geist der Zeit atmet, in welcher sie entstanden ist, den Geist, welcher charakteristisch ist für eine bestimmte Epoche und nur für diese. Die Empfindungen und Ideen, welche die Menschheit befehlen, sind freilich in ihren Wurzeln zu allen Zeiten dieselben, aber sie legen in den verschiedenen Jahrhunderten immer neue Ringe an, sie zeigen sich heute als Blüthe, morgen als Frucht, ihre Gestalt und Färbung wechselt derart, daß es oft schwer ist, die gemeinamen Reime zu erkennen. Nach dieser Begriffbestimmung ist es zweifellos, daß auch die Gebilde der Romantik modern sein können, aber sie sind es nur zufällig, im großen Ganzen ist Zeitlosigkeit ihr Gepräge, nur äußerlich tragen sie das Gewand einer bestimmten Periode, der Realismus jedoch ist notwendig modern. Er ist es, weil er das Wahrscheinliche sucht und das Moderne dem Lebenden, weil es Blut von seinem Blut und Geist von seinem Geist ist, ganz von selbst wahrscheinlich, ja das Wahrscheinliche in seiner höchsten Potenz, Gewichtig, ist.

Ein Blatt, das auf einen allgemeinen Besterztes berechnet ist, bildet nicht den Tummelplatz, um auf diese und weitere Fragen näher einzugehen; ich glaube aber, die Andeutungen, die ich gegeben habe, werden genügen, die Ueberzeugung wachzurufen, daß in der That der poetische Realismus mit der tiefsten Empfindung des Menschengeistes, dem Drange nach Wahrheit, in unmittelbarem Zusammenhange steht. Die Ueberzeugung, daß das Wirkliche nur durch ihn zu der Gestalt kommt, welche der Menschheit in ihrem Mannesalter entspricht, weil er die Hingabe des Dichters an die Allgemeinheit bedeutet, im Gegensatz zur Romantik, die das Allgemeine dem Ich tributpflichtig macht, die Ueberzeugung, daß nur die realistische Dichtung die wahrhaft moderne, die Dichtung unserer die Wirklichkeit in ihren geheimsten Winkeln aufspürenden und zugleich den höchsten Beaten des Menschenthums nachstrebenden Zeit zu sein vermag. Dies letztere betone ich, weil darin die Gewähr liegt, daß der Realismus nicht, einer ebenso verbreiteten wie oberflächlichen Annahme nach, im Gegensatz zum Idealismus, zur poetischen Verklärung der Ideen und Ideale steht, sondern geradezu darin gipfelt.

Aus Kunst, Wissenschaft und Leben.

** Zur Schulreform. In der gestrigen Nummer hatten wir uns gestattet, den Wunsch nach baldigen praktischen Versuchen mit Einheitschulen verschiedener Systeme zu unterstützen. Inzwischen ist ein Memorandum des Kultusministers v. Köhler an das Königl. Provinzialschulcollegium in Danzig bekannt geworden, welches dieser Behörde die möglichste Förderung der sogenannten lateinlosen höheren Bürgerschulen dringend empfiehlt (vergl. die Politische Rundschau der gestrigen Nummer). Wie es darnach scheint, theilt der preussische Herr Kultusminister die Anschauung, die wir von manchem Gymnasiallehrer gehört und gelesen haben: — nicht der Lehrplan und die Lehrmethode der Gymnasien seien das wahre Uebel unseres Schulwesens, sondern die leidige Ueberfüllung der höheren Schulen mit untauglichen Schülern; statt Schulreformen zu verlangen, möge man den Eltern Bescheidenheit predigen und ihnen klar machen, daß aus einem dummen Schödel auch dem Gymnasium kein „erleuchteter Kopf“ werden könne; man solle den Eltern empfehlen, ihre unfähigsten Kinder auf Mittelschulen oder lateinlose höhere Bürgerschulen zu schicken, wo sie dann wahrscheinlich ganz brauchbare Staatsbürger werden würden. Merkwürdiger Weise kann man kein noch so gewiegter Pädagoge einem neunjährigen Schläupki mit Sicherheit vorhersehen, daß er noch im 15. oder 16. Jahre ein Schläupki sein wird, ebensowenig, wie er einem Dummkopf von 10 oder 11 Jahren mit Sicherheit abprechen kann, daß er im 18. oder 19. Jahre oder noch später sich nicht zu einem hervorragenden Jüngling entwickeln werde. Manche unserer bedeutendsten Männer sind in ihren ersten Schuljahren von ihren Lehrern völlig aufgegeben worden. Und merkwürdiger Weise trauen die meisten Eltern aus Ehrgeiz, Standesbrüchlichkeit und Liebe zu ihren Kindern mehr der Beweisskraft solcher Erfahrungsfälle, als der prophetischen Gabe der Lehrer; sie halten für ihre Pflicht, der möglichen Entwicklung ihrer Kinder alle Wege offen zu halten, auch diejenigen,

welche zu den höchsten Gipfeln führen. Merkwürdigerweise werden überhaupt die Eltern bei der Auswahl der Schule sehr stark von den Anschauungen beherrscht, welchen sie auf Schritt und Tritt in der gebildeten Gesellschaft begegnen: daß nämlich für Alles, was sich zur Gesellschaft zählen wolle, die höhere Schule — namentlich aber das Gymnasium mit seinem „klassischen Schiffs“ — die einzig mögliche und würdige Vorbildung sei. Diese Anschauungen sind, wenn wir nicht sehr irren, die edle Frucht der Erkenntnis, daß nur die höheren Schulen und namentlich das Gymnasium der Vorhof zum Tempel der „vorbildlichen Würdigkeit“ seien, wie auch der leidigen Ungewohnheit der Menschen, auf ihre Würde und Achtung im Leben etwas zu halten. Und so kommt es im Laufe der Zeit merkwürdigerweise von selbst, daß die Gymnasien überlaufen werden und die lateinlosen höheren Bürgerschulen vom Kultusminister der Fürsorge der Provinzialschulcollegien empfohlen werden müssen. So ist es, und wunderbar wäre höchstens, wenn Jemand sich darüber wunderte, daß es so ist. Der Drang nach Ansehen und Macht und Bildung läßt sich eben weber durch Predigten noch durch Nekrologie zur Selbstvernichtung überreden. Vielmehr versucht man's einmal auf andere Weise mit ihm. Wenn sich die Leute trotz guter Gründe nicht in die lateinlosen höheren Bürgerschulen hineincomplimentiren lassen wollen, weil hinter dieser Schule „nichts mehr dahinter ist“, so entschließt man sich vielleicht, vor jeden Gymnasial- und Realgymnasial-Tempel eine höhere Bürgerschule, die bis zum Standpunkt der Sekunda reicht und nebst dem Einjährig-Freiwilligen-Zeugniß auch eine abgeschlossener, zeitgemäße und nationale Bildung giebt, als Vorhalle zu setzen. Und diese Vorhalle nennt man dann Einheitschule, oder wie man sonst Lust hat. So viel aber ist sicher, daß in diese Vorhalle Alle sich drängen werden, die Dummen, wie die Schlägen, und wenn dann mit dem 16. Jahre die Dummen vor dem Eintritt in den Tempel kehrt machen, so wissen sie, wie ihre Eltern dann mit voller Bestimmtheit, daß es vergebliche Beharrlichkeit wäre, noch weiter vorbringen zu wollen.

Doch dies nur beiläufig und aus zufällig gegebener Veranlassung! Denn eigentlich wollten wir zur weiteren Erörterung unserer gestrigen Frage: was für den Augenblick wohl zur praktischen Förderung der Schulreformfrage gesehen könne? an die darauf abzielenden Wünsche der hiesigen „Deutsch-akademischen Vereinigung“ erinnern. Dieser Verein, in dem Gehelmarth v. Esmarck den Ehrenvorsitz, Dr. med. Conrad Küster den Vorsitz führt, will in seiner am 3. und 4. Juli hier stattfindenden öffentlichen Versammlung v. A. über „Grundzüge zur Reform der Schulen“ verhandeln. In einem früheren Rundschreiben des Vereins waren diese Grundzüge wenig knapp und ziemlich vieldeutig gehalten, in einem neueren ist darin, wie wir bemerken, eine Veränderung zum Besseren eingetreten; wir glauben, daß man sich mit den so formulirten Grundzügen einverstanden erklären kann. Sie lauten in summarischer Form, die im Einzelnen begründet und erläutert ist, folgendermaßen:

- 1) Unsere Kinder sind durch die gegenwärtige Einrichtung des deutschen Schulwesens vielfach überlastet. —
- 2) Schule und Leben stehen nicht in vollem Einklang. —
- 3) Die körperliche Entwicklung des Kindes wird gegenüber der geistigen noch nicht genügend entwickelt. —
- 4) Das Berechtigungswesen bedarf dringend einer Aenderung und gesetzlichen Regelung. (Hierzu die nähere Erläuterung: Das gegenwärtige Berechtigungswesen schafft ein geistiges Proletariat und deshalb muß schon bei der jetzigen Schuleinrichtung gesorgt werden: Gleichberechtigung des Gymnasiums und Real-Gymnasiums mit Ausnahme des Studiums der Theologie und klassischen Philologie. Berechtigung der Oberrealschulabituirten zum Besuch der technischen Hochschulen, Berg- und Forstakademie und zur Aufstellung in den entsprechenden Berufsweigen, Berechtigung zum einjährigen Dienste für alle mittleren Schulen (Landwirtschaftliche, Handels- und gewerbliche Fachschulen). —
- 5) Unser Schulwesen bedarf einer einheitlichen Gestaltung. (Hierzu die Erläuterung: Der Uebergang von der Volksschule auf mittlere, etwa den Klassen der gegenwärtigen höheren Schulen bis Untersekunda entsprechende Lehranstalten ist zu ermöglichen. Diese müssen eine abgeschlossene Bildung erzielen. Von den mittleren erfolgt der Uebergang zu höheren Schulen, welche Vorstufen der Hochschulen sind. Das Berechtigungswesen ist in Zukunft auf dieser einfachen Grundlage zu regeln. Ferner hat eine zeitgemäße Regelung der Pausen- und Gehaltsverhältnisse der Lehrer stattzufinden.)

Es würde u. G. für jede Versammlung, welche der Schulreform nützlich will, höchst gefährlich sein wenn sie ihre Verhandlungen über die Forderungen hinaus in die Erörterung von Ausführungsvorschlägen ausdehnen wollte. Diese Durchführung der Reform kann immer nur, und zwar in allen Einzelheiten, Sache der Regierung sein. Doch die Mängel der bisherigen Erziehungsweise kurzulegen und immer weitere Kreise für die Reformforderung zu gewinnen, bleibt eine gar

nicht genug zu empfehlende Aufgabe aller gebildeten Deutschen. Und so begrüßen wir die Absicht der Deutschen akademischen Vereinigung mit Freuden und erhoffen von ihren Bemühungen für die Sache schönen Erfolg. Wie wir aus einer anderweitigen Mitteilung erfahren, wird der Landtagsabgeordnete v. Schenckendorff (Dörfling) den Hauptbericht über die oben mitgetheilten Grundzüge, Anton v. Werner den zweiten Bericht erstatten. Ein Vorschlag, dessen Ausführung vielleicht von erheblichem Nutzen für die Förderung des Reformwertes sein würde, möge an dieser Stelle ausgesprochen und empfohlen sein, weil der Unterzeichnete leider nicht im Stande sein wird, ihn am 3. Juli persönlich zu vertreten. Er zielt darauf ab, daß die Deutsche akademische Vereinigung oder sonst ein geeignet erscheinender Verein es sich angelegen sein lasse, unter einer Witschfrist an die preussische Regierung, welche etwa die obigen Grundzüge in geeigneter, allgemeiner Form und auf möglichst breiter Grundlage ausdrücke, im ganzen Reich eine achtunggebietende Zahl von Unterschriften selbstständiger Deutscher zu sammeln. Wir vertrauen, daß schon jetzt das Verlangen nach einer Schulreform bei den gebildeten Deutschen stärker und allgemeiner ist, als es den beteiligten Regierungskreisen scheinen mag, und wir vermuthen, daß es dem preussischen Herrn Kultusminister nur lieb sein könne, durch eine derartige Witschfrist einen Stützpunkt für etwaige Reformversuche zu erhalten. J. A.

** Man berichtet uns: Am 20. Juni d. J. wurde in Brandenburg an der Havel von einer Abtheilung des Kürassier-Regiments Nr. 6 der Versuch unternommen, einen Havelarm durch eine Kolonnenbrücke aus natürlichem Material zu überbrücken. Es handelte sich bei diesem Versuch um die Frage, ob die Kavallerie im Stande ist, ein derartiges Hinderniß mit natürlichen Mitteln zu beseitigen, und in welcher Zeit dies geschehen könnte.

Auf Veranlassung des Kommandeurs der 6. Division, Graf von Haeseler, war von genanntem Regiment eine Abtheilung von 5 Unteroffizieren und 50 Mann der Führung eines zum Füsiliers-Regiment Nr. 35 kommandirten Premierleutnants des Ingenieurkorps unterstellt. Die Mannschaft selbst war in eine Bauabtheilung (30 Mann) und eine Zuträgerabtheilung (20 Mann) eingetheilt. Als Baustelle war ein am königlichen Schneemühlensplan vorbeifließender Havelarm von 64 Mtr. Breite und 2 Mtr. durchschnittlicher Wassertiefe ausersehen; die Stelle hatte ziemlichumpfen Grund und steil abfallende Ufer. Das Brückenmaterial wurde mit Genehmigung des Schneemühlensbesizers dessen Vorräthen entnommen.

Der Bau selbst begann Morgens 5 Uhr; es wurden im Ganzen 2 Landböcke und 15 Böde eingebaut, letztere mit einem Abstand von 4 Mtr. Jeder Boock bestand aus zwei ca. 15 Ztm. starken eisernen Ständern, die durch eine Fußverbindung und zwei Diagonalfangen mit einem ca. 20 Ztm. starken Träger auf dem Lande mit Leinen zusammengeschürt und in fertigem Zustande eingebaut wurden. Als Streckbalken dienten je 5 eiserne Stangen von ca. 12 Mtr. Länge und 10 Ztm. durchschnittlicher Stärke, sämmtliche Rundhölzer waren unbeschauen. Der Belag bestand aus rollstarken Brethern, die durch aufgelegte Balken und Nägel mit den äußersten Streckbalken verbunden wurden.

Nach einer neunstündigen Arbeitszeit mit Abrechnung der Mittagspause war die Brücke vollendet; ihre Bahnlage etwa 0,60 bis 0,90 Mtr. über dem Wasserspiegel und hatte eine Breite von 3,25 Mtr.; zu beiden Seiten der Brückenbahn war ein starkes hölzernes Geländer angebracht.

Eine Kompagnie des Füsiliers-Regiments Nr. 35, zwei Schwabenen des Kürassier-Regiments und ein bespanntes Geschütz der reitenden Abtheilung Artillerie-Regiments Nr. 3 standen zum Uebergang bereit und passirten nacheinander die Brücke, wobei dieselbe weber auffallende Durchbiegungen der Bahn noch seitliche Schwankungen zeigte. Zur vierten Probe überschritt die Kompagnie in Sektionskolonne die Brücke, hin „ohne Trill“, zurück in Bauffschritt; die letzte Probe war die stärkste, die Brücke zeigte jedoch nur mäßige Durchbiegungen und Schwankungen, sämmtliche Verschnürungen hielten jedoch Stand.

Der Versuch war ein sehr lehrreicher, er bewies, daß die Kavallerie durch ein derartiges Hinderniß nur mäßig aufgehalten wird und der Hilfe von Pionieren oder Infanterie sehr wohl entbehren kann. Bei eventuellem Verstärkung der Arbeiter- und Zuträgerzahl würde die Vorbereitung des Materials, die bei vorliegendem Fall nur in geringem Maße in Rechnung kam, eine weitere Zeit in Anspruch nehmen.

** Der Schl. Btg. wird aus Kiel berichtet: Die Einführung des Seefisches in die Soldatenküche und die damit verbundene Einführung der Seefischnahrung in die breitesten Schichten des Volkes ist eine der wichtigsten Errungenschaften, welche wir dem Deutschen Fischereiberein insbesondere der Sektion für Küsten- und Hochseefischerei in Hamburg, zu verdanken haben. Die Bemühungen, der Seefischnahrung eine größere Verbreitung zu verschaffen, haben seit der Berliner Fischereiausstellung nicht